Der Sohn der Hagar

Eine lebenswahre Geschichte aus dem Volksleben. — Von Paul Keller, Breslau.

Achtung Leser!

Die Schriftleitung des „Courier" bittet die Leser und Leserinnen dieser Seite wegen eines sehr unliebsamen Fehlers um Verzeihung, der uns in Verbindung mit der Veröffentlichung des Paul Keller'schen Romans „Der Sohn der Hagar" unterlaufen ist.

In unserem Setzerraum ist nämlich der fertige Satz dieses Romans (in Metallstücken) durcheinander geraten. Beim eiligen Zusammenstellen sind dann leider sehr bedauerliche Fehler vorgekommen, indem kurz nach Beginn des 3. Kapitels ein Teil dort ausgelassen und dafür ein Teil aus einem späteren Kapitel eingesetzt wurde. Das mußte natürlich sinnentstellend wirken.

Wir begannen mit dem Abdruck des Keller'schen Werkes in der Ausgabe vom 23. Juni. Das erste Kapitel, das mit Lore's Gesang und dem Gespräch zwischen Lore und Berthold beginnt und das Hartmannsche Dorfwirtshaus und den Einzug der „Bettelmusikanten" schildert, gelangte richtig zum Abdruck. Ebenso das 2. Kapitel, in dem die Verhandlungen des prächtigen originellen Amtsvorstehers mit den Musikanten geschildert werden, in deren Verlauf der Held des Buches — Robert Winter — seine traurige Jugendgeschichte erzählt.

Da sich kurz nach Beginn des 3. Kapitels bereits der erste grobe Fehler einschlich, beginnen wir noch einmal mit diesem Kapitel.

Wir haben jetzt den ganzen Satz auf's Neue richtig geordnet und wünschen unseren Lesern beim eifrigen Verfolgen der Keller'schen Meistererzählung recht viel Genuß und Freude.

Die Schriftleitung.

(4. Fortsetzung)

Drittes Kapitel.

Eine schwermütige Nacht. Mit leisem Pfeifen zog der Herbstwind die dunkle, tote Dorfstraße hinunter. Hie und da nur, ganz vereinzelt, einmal ein erleuchtetes Fenster, wie ein glühendes Auge. Ueber den schwarzen Teich lief ein kalter Wellenschauer. Dichte Wolken bedeckten den Himmel. Dort, wo der Mond hinter dem Gewölk stand, war ein lichter Schein. Er hob sich unheimlich vom schwarzen Firmamente ab, als ob von weiter Himmelsferne her in Licht und Schrecken ein Richter käme.

Oede, lautlos das ganze Dorf. Nur der Bach brauste laut, und ein paar Hunde bellten wild und aufgeregt, als ob irgendwo ein Dieb schliche, irgendwo eine Gefahr einzöge in Dorf und Haus.

Die Tür zum Kretscham öffnete sich und schloß sich bald darauf. Zwei Männer waren herausgetreten — Gottlieb und Hartmann.

Sie blieben einen Augenblick still und wortlos stehen. Aber der Atem ging beiden schwer, als ob sie um Luft rängen. Dann suchten die Augen des alten Knechtes die des Wirtes. In der Finsternis bohrten sich die glühenden Blicke ineinander.

„Hast'n erkannt?"

„Gottlieb!"

„Schrei nich! Komm in a Pferdestall!"

Sie gingen das Haus entlang und traten durch eine niedere Tür in den Stall. Die Pferde standen schläfrig an den Krippen; eine dumpfige Wärme erfüllte den Raum. Gottlieb zündete die große Stallaterne an, die an der Wand hing. Scheu wandte er sich nach dem Wirt um.

„Du weißt's, das er's is?" fragte er.

Keuchend antwortete der Wirt: „Ich kenn' ihn doch nich! — Ich weeß doch nich! — Man kann sich doch irr'n!"

„A is es! Der Hellmich Marthas Sohn! A is, wie se leibte und lebte!"

„Gottlieb! Was soll denn du werden? Was will a denn? Was soll ich denn da machen?"

Der Wirt schlug eine Hand über die Augen.

Das Gesicht des alten Knechtes wurde hart und höhnisch.

„Machen? Du? — Nu, loofen lassen! Loofen lassen, Hartmann! Das haste ja mit seiner Mutter ooch so gemacht."

„Willste mir Vorwürfe machen, Vorwürfe jetzt, wo mir ohnehin so erbärmlich zumute is?"

„Vorwürfe? Ach nee! Du hast's ja recht schlau gemacht dazumal. Denn wenn ooch die Martha deine Liebste war, a sehr schmuckes braves Mädel, hübsch und unschuldig und unerfahr'n mit ihren achtzehn Jahr'n, gerade su recht geschaffen zum Verführ'n, sie war nun eenmal arme Magd und 'n Magd kunnte sich doch der reiche Gastwirtsohn nich heiraten. Die kunnt' a eben wie gesagt bluß um a guten Namen bring' und dann — loofen lassen."

„Gottlieb, mach mich doch nicht verrückt! 's ja doch nich anders. Mir hat's genug leid getan."

„Ach, leid geten? Ja, ja, ich glob 's schun, 's alles was sein kann. Leid getan! Die schmucke Martha war dir freilich lieber wie die häßliche, dürre Müller-Anna. Leid getan!

Aber die Müller-Anna hatte halt Geld. Na, und sie sagte: ey nicht die Martha aus'm Hause is, kumm ich nicht als Frau in die Schenke. Siehste, und da haste halt der Martha gekündigt. Was will su a Madel machen, wenn ihr gekündigt wird? Sie muß geh'n. Geh'n ooch wenn's so um se sieht. Na, und sie is gegang', se hat keen Skandal gemacht, se hat keen Geld von dir verlangt, — se is gegangen."

Der Gastwirt ließ diese Anklagen in stummer Qual über sich ergehen.

„Aber ich! — Aber ich!"

Der alte Knecht setzte sich langsam auf einen Stallschemel. Wie mit sich selbst sprach er.

„Ich — ich bin ihr gutt gewest, — ich hätt' se — hätt' se wie mein' Augapfel gehalten, — ich hätt' se ernährt mit mein' zehn Fingern, so gut ich kunnte, — Tag und Nacht hätt' ich arbeiten woll'n, mir die Hände zerschinden für sie —"

Er brach in bitterliches Schluchzen aus.

Erst nach einer Weile konnte er weitersprechen.

„Sie war — sie war dir zu gutt! Dir, der's nich verdiente! Noch als sie ging, hab ich se gebeten. Ich hätt' mir nischt aus a Leuten gemacht, ich hätt' auch das Kindel mit groß gezogen. Suviel su a Kindel braucht, verdient sich am Ende ooch a armer Knecht noch. Aber se wullte nich, — sie hing an dir, — und du jagtest sie fort."

Wieder eine Pause. Dann fuhr Gottlieb fort:

„'n Monat lang hatt' ich'n Groll auf sie. Dann hielt ich's nich länger aus, ich ging ihr nach. Nach Liegnitz hatt' sie gewollt. Sich dort vermieten. Ich bin rüber nach Liegnitz. Ich hab' nach ihr gefragt, bei a Fleischern, Bäckern, bei a Kooleuten, zu a Bändeleien. 's wußte keen Mensch von der Martha. Da bin ich wieder heem. Viel hundert mal bin ich bei a alten Hellmichleuten gewest und hab gefragt, ob se nischt wüßten von ihrer Tochter. Sie flennten immer und wußten nischt. Und heute kriegt ich die erste Nachricht, nach fünfundzwanzig Jahren! Gestorben, umgekommen in ihrer schweren Stunde, — ohne Hilfe, — auf freiem Felde —"

„Mir — mir wird schwindelig!" sagte der Gastwirt und ging hinaus. Es dauerte lange, ehe er wieder hereinkam. Heiser sagte er:

„Ich dächte, das wär' klar! Dabehalten mußt'n! Denn a is ebensu dein Kind wie der Berthold oder die Christel. Ebensu dein Kind!"

„Dabehalten — dabehalten kann ich'n nich! Was wär' die Anna sagen?"

„Die Anna? — — Du — du — du Memme du! Gelt, wenn die arme Magd dran glauben muß, wenn se elendiglicher umkommt, wie a Stickel Vieh, das tut nischt, — aber die Froo, — die Froo, — das wär' ja schrecklich, wenn die sich amal a bissel ärgerte oder uffregte."

„Red' nich so! Ich kann doch nich — ich in meiner Stellung hier im Dorfe, — a hat vier Jahre Festung gehabt, — a kummt mit Stromern und Bettelvolk an —"

„Und wer is denn schuld?" schrie Gottlieb. „Hast du's nich auf'm Gewissen? Die vier Jahre, und daß a mit a Musikanten zieht und alles? Hartmann, wenn du diesmal wieder niederträchtig bist, da stell' ich mich uff die Straße und schrei's allen Leuten ins Gesichte, was du für a Ehrenmann bist."

„Das tuste nich, wo du dein ganzes Leben lang in meinem Hause gewesen bist."

„Das tu ich, so wahr ich vor dir steh! Ich bin in deinem Hause mei Leben lang gewest — stimmt! Aber ich hab' mir ooch mei Leben lang ehrlich mei Brot verdient. Und'n neue Schufterei geb ich nich zu."

Hartmann lehnte sich gegen die Wand und schloß die Augen.

„Nu, da tu's halt! Mach mich schlecht! Stör' mir a eh'lichen Frieden!"

Gottlieb lachte.

„Eh'lichen Frieden is gutt gesagt! Wenn du dein ewiges Unterbucken eh'lichen Frieden nennst!"

„Die Frau hat ihre Rechte."

„Ja, mir scheint bloß die Frau, sonst niemand, du nich und sonst keen Mensch."

„Ich bring's nich über mich! Was sollten ooch die Leute sagen, — ich Schulze bin und Kirchvorsteher und wu man selber Familie hat."

„Nu, da sind wir eegentlich fertig, Wilhelm. Da tu das, was du willst, und ich tu, was ich will."

Gottlieb wandte sich nach der Tür.

„Gottlieb, du wirst doch nich —"

„Ja, ich werd! Erst sag' ich's dem Musikanten, dann sag' ich's a alten Hellmichleuten, seinen Großeltern, dann sag' ich's deiner Froo, und dann bind' ich mir mein Päckel zusamm' und geh'."

Dem Wirt brach der Angstschweiß aus.

„Gottlieb, bleib doch! — ich will ja — Sieh' amal, wir könnten mit ihm reden, — ich könnt' ihm zehn Taler oder dreißig Taler mitgeben —"

„Mach dich nich zu nobel. Wilhelm! Die Froo kriegte es doch raus, denn sie zählt dir doch's Geld nach. Gib' dir keene Mühe! Ich hab' keen Erbarmen. Mit der Martha hat ooch niemand Erbarmen gehabt."

„Gottlieb, su a alter Freind!"

„'s is aus mit der Freindschaft. Bis morgen früh haste noch Bedenkzeit! Wenn du dann noch nich vernünftig geworden bist, du weißte, was ich mache."

Er ging. Hartmann setzte sich auf die Haferkiste und begrub das Gesicht in die Hände. So saß er lange. Dann löschte er die Stallaterne aus und schlich hinaus. Dr. Friedlieb ging gerade die Straße hinab. Wenn der's erführe! Der würde erst recht verlangen, daß er den Musikanten dabehalte. Er verlangte es ja ohnehin schon.

Die Frau, die Frau! Und die Leute!

Wie finster es war! Aber das kleine Holztürchen, das den Feldweg abschloß, auf dem man zum Bahnhof geht, das sah er doch. Dort hatte sie sich zum letztenmal umgesehen, damals, als sie ging.

Das Türchen! Es war noch dasselbe. Wurmstichig und alt. Es ächzte und wimmerte, wenn man es öffnete. Jetzt rüttelte der Nachtwind daran. Wie fest er einherging auf dem Feldwege.

Alte Erinnerungen standen auf in Hartmanns Herzen. In düsteren Nächten lebte immer die Furcht in diesem unruhigen Mann. Und wie alle Schwachen, liebte er das Grausige, suchte es zu altem, zerlesenen Gespenster- und Geisterbüchern.

Jetzt auch packte ihn das kraftlose Entsetzen, das keine Flucht gönnt, als er den dunklen Feldweg hinausblickte. Und plötzlich fuhr er zusammen und lehnte sich in erbärmlichem Zustand an einen Baum.

Der Wind hatte die alte Tür zerschmettert.

Mit einem Aechzen, dann mit einem Krachen war sie zusammengebrochen.

Offen stand das Tor, und etwas Eisiges, Unverfehlbares kam über die Straße auf das Haus zu.

Hartmann setzte sich auf die kleine Bank, die unter dem Baum stand. Er war nicht imstande, ins Haus hineinzugehen. Und doch schüttelten ihn Frost und Grauen. — — —

Weit über Berg und Tal lag ein herbstliches Feld. Braun und verdorrt Gras und Blume am Rain, und zwischen den fahlen Stoppeln lagen verlorene Weizenähren.

Da ging eine arme Seele mit nackten Füßen über scharfe Stoppeln. Ging mit wehen Augen und geöffneten Lippen. Und sang ein Lied der Sehnsucht und der Schmerzen.

Sie suchte nach einem Kinde.

Dort am Wegrand war ein blaßrotes Leuchten. Das war ein Fleck von mütterlichem Blut. Dort am Wegrand ging im Nachtwind eine Klage um blühende Jugend und ein leises Kinderweinen.

Aber das Kind war fort.

Und die arme Seele ging mit nackten Füßen über die scharfen Stoppeln.

Am schwarzen Nachthimmel stand hinter düsterem Gewölk der Mond. Der weiße Schein hob sich groß und fremd und furchtbar ab, als ob von weiter Himmelsferne her in Licht und Schrecken ein Richter käme.

Da schaut die Seele dort hinauf in ihrem sehnsüchtigen Schmerz. Sie fleht nicht um Rache, sie fleht um Gnade.

Um das Kind!

Und eine Wolke teilt sich und eine große, weiße, strahlende Hand zeigt nach Osten.

Siehe, sie wandert. Geht über Berge und Täler. Bleibt fern den friedlichen Wohnungen. Aber wenn sie unvermutet eine dunkle Hütte streift, dann weint sie, wenn sie drinnen in der Hütte ein Kindlein lachen hört im Traum.

Es ist nicht ihr Kind.

Und die Hand am Himmel verschwindet, strahlt wieder auf und zeigt immer gen Ost.

Da weiß sie, daß es nach Hause geht.

Und sie schaut auf ihre nackten Füße und schämt sich vor den alten Eltern.

Aber die Hand zeigt dorthin und sie geht. Denn über die Eltern ist das Kind.

Der Feldweg kommt. Der Sturm steigt vom Himmel herab. Er fegt Staub und dürres Laub und welke Zweige von ihrem Pfad, und sie geht weich auf dem Herbstgras. Und der Sturm reißt die alte Pforte ein.

Und sie ist da, wo sie Mutter wurde.

* * *

Den einsamen Mann unter dem herbstlichen Baum faßt eine Hand an. Eine schwarze Frauengestalt steht vor seinen im Schreck geöffneten Augen.

Er schreit nicht. Er zuckt kaum zusammen. Seine Glieder sind steif, und über die Zunge rollt nur ein schweres Lallen.

„Ich bin es, Vater! — Christel!"

Da sie sich zu ihm setzen will, will er aufstehen. Aber dann sieht er sie scheu an, erkennt sie und bleibt sitzen.

Er schämt sich und wendet den Kopf zur Seite.

Sie sagt anfangs gar nichts. Dann legt sie sacht die Hand auf sein Schulter.

„Quäl dich nicht, Vater ... behalt ihn da!"

Ganz langsam wendet er sich um und schaut sie erschrocken und fragend an.

Sie blickt ihm offen in die Augen und faßt seine Hand.

„Ich weiß, daß er mein Bruder ist," sagte sie schlicht und ruhig.

Es gehen zwei Sterne auf am Himmel. Sie glänzen wie zwei Augen hinter fernen Schleiern und schauen aus hoher Weite.

Er findet kein Wort. Sie streicht ihm sanft über die Hand.

„Vor mir brauchst du dich ja nicht zu scheuen. Wir haben ja immer alles miteinander besprochen, wenn etwas war."

Da fragt er endlich mit gebrochener Stimme:

„Woher weißt du's?"

Sie erzählt ihm kurz, was sie aufgefangen hat von seinem Jugendschicksal aus halben Worten und bösen Scherzen der Dorfleute in all' den Jahren.

„Und als sich der Fremde Hellmich nannte, und als ich sah, wie Ihr beide, du und Gottlieb, vor seinem Namen und seinem Gesicht erschrocket, da wußte ich's."

Sie ist klüger und besser als alle, das weiß er längst. Auch jetzt ist er nicht unglücklich, daß sie's weiß. Es ist ihm eher eine Gewähr für einen guten Ausgang. Aber sein feiger Sinn findet in diesem Augenblick kein besseres Wort als:

„Du wirst mich nicht verraten!"

„Nein!"

Sie schweigen eine Weile, dann sagt er:

„Die Mutter darf nie etwas davon hören, nie, nie!"

„Nein!"

Wieder eine Pause. Dann fährt er fort:

„Gottlieb will mich morgen verraten, wenn ich ihn nicht behalte. Und ich weiß nicht, wie ich's machen soll."

„Ich werd' dir's sagen. Ich hab' mir's überlegt. Es wird alles ganz gut gehen. Und jetzt komm' in die Stube! Es ist kalt hier. Drinnen ist niemand mehr. Da können wir mitsammen reden."

Sie erhebt sich, und er folgt ihr schwerfällig.

Die zwei weißen Sterne flimmern auf Augenblicke klar und freundlich auf.

Vor der Tür faßt er sie am Arm:

„Christel, du bist gut! Wünsch dir zu Weihnachten, was dir willst, ich werd' dir's schenken."

Sie lachelt müde und traurig, aber sie nickt mit dem Kopfe.

Da besinnt er sich, noch ehe sie ins Haus treten, auf ein besseres, faßt die Hand seiner Tochter und küßt sie.

Viertes Kapitel.

Im großen kahlen Tanzsaal war für die Musikanten ein Strohlager bereitet. Jeder von ihnen hatte ein Federkopfkissen und eine wollene, dicke Decke.

Sonst schliefen sie immer bald ein, wenn sie nach langer Tageswanderung am Abend endlich die müden Glieder ausstrecken konnten. Heute wachten alle.

„'n merkwürdiger Mann der Amtsvorsteher," sagte Schulze, der Bäcker.

„Mein Lieber," belehrte ihn Steiner, „Amtsvorsteher sind immer merkwürdig. Aber dieser ist sozusagen ein komischer Heiliger."

„Cha, a is'n gomischer Gerl," meinte der Italiener, „aber er is 'n galantuomo; er wird mir 'n padrone b'sorgen, und ich geh in conditione bei'n englischen Goofmann."

Die drei anderen wandten sich nach ihm um.

„Willst Du denn wirklich, Pohl?"

„Ma sicuro!" rief dieser „Nell' inverno bei'n schlechten Wedder und Schnee un Eis geh ich in conditione bei'n Engländer und nella primavera, wenn die warme Sonne wieder scheint, gneff ich aus."

„Das wär' unehrlich," sagte Hellmich.

Die anderen schwiegen. Der Wind trommelte an die Fenster des Tanzsaals, und alle hüllten sich fröstelnd in die Decken.

„Zwei Mark fünfundsiebzig haben wir heute eingenommen," fing Schulze wieder an. „Das is sehr wenig für viere. Man möcht' wirklich sprechen, heutzutage is es besser Handwerker oder Bauer zu sein, als Musikus."

„Das is übertrieben," meinte Steiner. „Aber ich hab' 's Reißen und fürcht' mich vor'm Winter auf der Straße. Sonst aber is es fein!"

„Zeßhaft müssen wir im Winter sein, — zeßhaft," sagte der Italiener.

„Das mit'm Hellmich, das hat aber die Leute gegriffen," meinte Schulze. „Warum bloß der Gastwirt am Ende so tälsch tat?"

„Vielleichte hatt'a een' sitzen," sagte Steiner. „Nu, das mit'n Hellmich, das is ooch keene Kleenigkeet. Aber wenn man's richtig nimmt, am Ende hätte jeder, der auf der Straße rumzieht, 'ne rührende Geschichte zu erzählen. Aus Wohlleben und glücklichen Verhältnissen kommt keener."

„Das is nich wahr," sagte der Bäcker. „Da war ich beispielsweise amal — 's sind wohl an die zehn Jahre — in eener Kapelle mit eenem zusamm', der war adlig. 's war noch a junger Mensch, vielleicht fünfundzwanzig. Aber'n richtiger „von". Auf'm Gymnasium hatt'n se'n fortgejagt, weil a sein' Mitschülern Geld gemauft hatte. Na, und a war überhaupt a Früchtel in allen Stücken. Sein Vater hat'n ganz und gar verstoßen. Konnten wir ihm ooch eegentlich nich übelnehm'. Was macht a? A redt uns eenes Tages ein, wir sollten doch amal nach dem Dorfe reesen, wo seine Eltern 'n Rittergut hatten und vor ihrem Schlosse spielen. Na, das machten wir denn."

„Das verrät keen' sogenannten Takt," warf Steiner dazwischen. „Solchen Leuten is das bloß peinlich, wenn der Sohn 'n Künstler geworden ist und vor'm Schlosse spielt. Das hätt' ich in meiner Kavelle nich zugegeben! Was meinst du dazu, Hellmich?"

„War' 'ne Gemeinheit!" sagte der junge Mann. „Wer erst Bettelmusikant geworden ist, hat sich von anständigen Leuten fernzuhalten."

Da aber saßen die anderen drei sofort aufrecht und schimpften alle gleichzeitig auf Hellmich ein. Sie machten ihm heftige Vorwürfe. Er sei immer stolz und absonderlich gewesen und sei überhaupt ein trübsinniger Patron. Sie aber seien noch lange nicht unanständig und keine verworfenen Menschen, wenn sie auch nur arme Musikanten seien.

Hellmich ließ sie austaben, dann sagte er:

„Ich weiß, daß Ihr gute und ehrliche Kerle seid, und wenn ich's richtig sagen soll, so is mir bei Euch wohler gewesen, als wie ich noch zu Hause war. Da haben sie mich's immer so spüren lassen — — und dann, da war ich immer aus Gnade und Barmherzigkeit gelitten, obwohl sie gerade Nutzen aus mir zogen. Das war bei Euch besser. Aber das muß ich Euch sagen: eh' ich als armer, verachteter Musikante nach Hause zög', eher stürb' ich im ersten besten Straßengraben."

Es entstand eine gedrückte Pause. Draußen rüttelte der Wind an den Obstbäumen im Garten. Von Zeit zu Zeit hörte man die abfallenden Früchte aufklatschen.

Endlich stieß der Italiener den Bäcker an und sagte:

„Continua!"

„Red' deutsch, du Esel!" sagte der verdrossen.

„Was is denn nu eegentlich aus den „von" und sein' Eldernbaare weider geworden?"

Schulze, der ob der zweifachen Abkanzelung durch Steiner und Hellmich sehr verstimmt war, wollte anfangs nicht heraus mit der Sprache, und entschloß sich erst nach vielem Zureden zur Fortsetzung seiner Geschichte.

„Wir reesten also ohne sogenannten Takt auf das Dorf zu, wo die Eltern von unserem adligen Kameraden wohnten. Unterwegs sagten wir ihm oft, es passe sich ganz und gar nich, daß er seine Leute so ärgern wollte, was sehr merkwürdig von uns war, da wir doch weder den feinfühligen Herrn Steiner, noch den gelehrten Herrn Hellmich bei uns hatten. Also wie gesagt, wir redten ihm ab. Und so blieb a ooch gut 'n Meile entfernt alleene in eenem Straßenwirtshause zurücke und sagte, wir sollten ohne ihn blasen, und 'n Tag später wollt' a da und da mit uns wieder zusamm' treffen. Wir reesten also alleene weiter, kamen in das Dorf und fanden bald das Schloß, das über die anderen Häuser wegragte. Ich muß sagen, 's war uns ganz eegen zumute, wie wir das herrliche Schloß sahen, den schönen Park mit der hohen Parkmauer und die grünen Rasenflächen und die Veranda und die vielen Blumen, und wir wagten uns gar nich nahe ran und blieben draußen vor dem großen schmiedeeisernen Tore stehen, und fingen an zu blasen. Ich weeß noch ganz gutt: „Wenn ich zu meinem Kinde geh', in seinem Aug' die Mutter seh'," das hatten wir ausgewählt. Wie wir nu kaum die erste Strophe fertig hatten, kam 'n alter Herr 'n Weg lang. Das heißt, sehr alt mocht a noch nich sein, anfang fünfzig, aber a hatte schneeweiße Haare. Wir duchten uns, es wird von unserem Kameraden der Papa sein. Da hab' ich für meinen Teil wirklich 'ne Art Zittern gekriegt und konnte kaum weiterblasen. Na, aber a war sehr freundlich und gab uns 'n Zweimarkstück. Aber wir sollten was anderes blasen, sagte er, nich das Lied. Wir sollten 'n Kriegsmarsch spielen. Na, da bliesen wir denn 'n Hohenfriedeberger, und dann 'n Pariser und dann, daß auch was Lustiges wär': „Wie noch nie tanzt die Marie." Der Herr war unterdessen ins Schloß zurückgegangen. Wie wir die Marie anstimmten, schickt a uns mit einem Diener noch 'n Paketel Zigarren raus und ließ uns sagen, er wär' jetzt schon befriedigt für sein Geld, und wir möchten uns nur nich abhalten und ruhig ins Dorf weiterziehen. 's war wirklich 'n sehr freundlicher Herr, und wie wir 'n Stückel weg waren, sagten wir uns: Gott sei dank, daß der Sohn nich bei uns gewest wer. Wir machten dann noch ganz gute Geschäfte und blieben in der Schloßbrauerei über Nacht, wo wir uns was Gutes leisteten. Wie wir nu aber schliefen — ooch in so einem großen Tanzsaal wie hier — geht mitten in der Nacht plötzlich die Türe auf, 'n Haufen Bauern kommt, der Schulze, der Gendarm, und eh' wir uns versehen, sind wir alle gepackt und gebunden. Wir waren des Todes erschrocken und fragten immer und immer, was wir denn eegentlich gemacht haben sollten. Der Schulze und der Gendarm gaben uns keene Antwort, aber die Bauern redeten so viel durcheinander, daß man sich nach und nach a Bild machen konnte. Unser Kamerad war bei seinen eigenen Eltern eingebrochen, hatte 'n Menge Gold- und Silberzeug und ooch Bargeld gestohlen, und war auf 'm Rückwege vom Schloßwächter erschossen worden. Man hatte seine Trompete im Garten gefunden, und nu dachten alle, wir wären beteiligt an dem Verbrechen. Das war wohl das Schrecklichste, was mir auf meiner Wanderschaft passiert is. Wir wurden nach 'm Schloß geführt. Auf dem Rasenplatze vor 'm Schlosse stand 'ne Menge Leute. Sie fluchten und drohten, als sie uns sahen. Laternen brannten und zwei oder drei Fackeln. Auf 'm Rasen lag unser Kamerad. Die Mütze war ihm vom Kopfe gefallen. Die langen, braunen Haare hingen um sein hübsches, junges Gesicht, und in der Schläfe war die Wunde von der Revolverkugel des polnischen Schloßwächters. Der alte Herr, der sein Vater war, trat auf uns zu. Er war kreideweiß, und er hob die Hände auf, als wollt' er auf uns einschlagen. Auf einem Stuhle saß eine alte Frau. Das war die Mama. Sie saß ganz stille und sagte keen Wort.

„Wie kommt er zu euch? Wie kommt er zu euch?" schrie der alte Herr. Die Kameraden brachten kein Wort raus vor Schreck. Da sagte ich:

„Gnädiger Herr, er is bloß acht Wochen bei uns gewest. Wir haben ihn halb verhungert an einem Straßengraben gefunden. Wir haben ihm die Trompete geborgt und zwei neue Hemden gekauft. Nu wollt' a hierher, wollt' hier mit blasen. Aber das haben wir ihm ausgeredt. Da is a in Prauswitz zurückgeblieben im Schwarzen Adler und morgen wollt a uns in Tornsdorf im Gerichtskretscham wiedertreffen. „Wie a' hierherkommt und was hier ter a Unglück passiert is, davon haben wir keene Ahnung."

Er sah mich lange durch und durch an, dann sagt a zum Gendarm:

„Sie werden in die Leute festhalten müssen, bis sich alles herausgestellt hat, aber ich glaube, sie sind unschuldig. Dafür kenn' ich diesen Lumpen — er zeigte auf den Toten — daß er das allein ausgeführt hat."

Dann wandte er sich an einen Diener und sagte: „Hole mir Mantel und Hut und der gnädigen Frau Mantel und Hut und laß sofort anspannen. Dieses Haus betreten wir nie wieder."

Die Mantel und die Hüte kamen. Die Fuhre fuhr vor. Da sagte er zu seiner Frau: „Komm!"

(Fortsetzung folgt)

— Im Eifer. „Tochter (entrüstet zur Mutter): „Denke dir, mein Bräutigam verlangt, daß ich selbst koche, wenn wir mal verheiratet sind — Na, meinetwegen; das sage ich dir aber — essen tu ich's nicht!"

— Schöne Aussicht. „Endlich hat dieser Pechvogel, der Meier, eine Aussicht auf ein großes Geschäft."

„Wieso denn?"

„Er wohnt jetzt gerade der Nationalbank gegenüber!"

Canadian National Railways

Sommer-Touristen Fahrten

Nach den Oestlichen Canada

Via Schiff und Eisenbahn oder ganz per Eisenbahn.
Fahrkarten mit Fahrtunterbrechung u. Rückfahrkarten.
Direkte Verbindung in Duluth oder Port Arthur mit Seedampfern.
Mahlzeiten und Kajüten in Schiffskarten eingeschlossen.

Nach der Pacifischen Küste

Via Jasper Park,
Mount Robson,
Fraser Schlucht.
Der beste Weg —
Verhältnismäßig niedrig.
Außerst bequem und
Wunderbare Szenerien.

Züge täglich **Schnellzüge**

Wahl der Routen

Reisen Sie diesen Sommer auf der „National"

Reisen Sie mit Stolz auf einem Zuge der Ihnen gehört.

Vollste Information von C. N. R. Touristen- und Reise-Büro

11. Ave., gegenüber Post Office, Regina. **Phone 3965**

Oder schreiben Sie an

Wm. Stapleton, District Passagier-Agent, C.N.R., Saskatoon.

Bestellen Sie den „Courier" für Ihre Freunde und Verwandten in den Vereinigten Staaten, Rußland, Rumänien, Ungarn, Oesterreich, Deutschland und der Schweiz.

Mit dem am 10. Jan. erfolgten Friedensabschluß sind endlich auch alle Schranken im internationalen Postverkehr wieder gefallen. Wir können also jetzt unseren Courier nicht nur nach den Vereinigten Staaten, sondern auch wieder nach allen europäischen Ländern senden. Wer Verwandte in den in der Ueberschrift genannten Ländern oder in den neu gebildeten Reichen: Polen, Jugo-Slavia und Czecho-Slovakia hat, kann ihnen dadurch eine große Freude bereiten, daß er den „Courier" für sie bestellt und ihnen dadurch die Möglichkeit gibt zu erfahren, unter welchen Verhältnissen der europäische Einwanderer hier in Canada lebt. Wir wollen bei dieser Gelegenheit auch darauf hinweisen, daß wir gern bereit sind, Schilderungen der Zustände in europäischen Ländern zu veröffentlichen. Lesern, die uns interessante Briefe von Freunden und Verwandten aus Ländern der alten Heimat einsenden wollen, werden wir dankbar sein. Wir haben auch bereits Schritte getan, um regelmäßig zuverlässige Berichte und Reiseschilderungen aus europäischen Ländern zu erhalten, die unsere Leser sicher mit Freude begrüßen und mit großem Interesse verfolgen werden. Wer für einen Freund oder Verwandten in den Ver. Staaten oder in irgend einem europäischen Lande den Courier bestellen will, sende uns unter Benützung des unten angefügten Bestellzettels den Betrag von $3.00 ein.

Bis Ende Juni kann „Der Courier" für Leute, die außerhalb Canada wohnen, noch für $3.00 pro Jahr bestellt und bezahlt werden, nach dem 1. Juli kostet „Der Courier" nach anderen Ländern gesandt, $4.00 pro Jahr.

Wir müssen nach dem Auslande $1.00 mehr berechnen als in Canada, da das Postporto nach Bestimmungsorten außerhalb Canadas bedeutend höher ist.

Bitte, hier ausschneiden.

An den Courier

1835 Halifax Stk., Regina, Sask.

Ich habe einen Freund oder Verwandten im Auslande, für den ich hiermit den Courier unter Beifügung des Bestellgeldes von $3.00 für ein Jahr bestelle. Senden Sie diese Zeitung an:

.....

(Name Ihres Freundes oder Verwandten)

.....

(Postoffice des Adressaten)

.....

(Name des Landes, in dem Ihr Freund oder Verwandter lebt)

Achtung:—Wenn Sie für Bekannte in Rußland oder Rumänien die Zeitung bestellen, so schreiben Sie, bitte, Namen und Adresse sowohl in russischer oder rumänischer wie auch in deutscher Sprache. Dabei ist zu beachten, daß Bessarabien jetzt zu Rumänien gehört.

Mein eigener Name ist: .....